

Die österreichische Landschaft in der österreichischen Dichtung um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts.

Von Rudolf Latzke.

Die Entwicklung des Natur-, bzw. des Landschaftsgefühls und seines Ausdruckes in der deutschen Dichtung bewegt sich vom Mittelalter her lange Zeit auf einer nur sehr wenig ansteigenden Linie. Fast möchte man meinen, auf absteigender, wenn man erwägt, daß der Fülle der Gesichte, die den Dichtern der Dietrichmärchen von der Tiroler Landschaft in Bild, Ton und Bewegung — ihnen selber freilich kaum bewußt — zuteil geworden, in den folgenden Jahrhunderten kaum etwas Gleichwertiges an die Seite zu setzen ist; und wenn man ferner bedenkt, wie konventionell der Begriff Landschaft namentlich im 18. Jahrhundert geworden ist, wie wenig Individuelles er enthält, wie wenig die Dichter imstande sind, die in Kontur, Farbe, Beleuchtung, Jahreszeiten- und Tagesstimmungen sich äußernde Eigenart der Natur, in die sie hinaussehen, zu empfinden und zu gestalten, aus der in überkommenen Formeln fertig vorliegenden Überall- und nirgends-Phantasielandschaft in die neue, wirkliche Landschaft einzutreten. — Erst die Erschließung neuer Landschaftsbilder, vor allem des alpinen, durch Wagemut und Wanderlust, die Mitteilung des Einzelerlebnisses sodann durch Reisebrief und -schilderung an die Allgemeinheit, erst das hat die Grenzen der ‚Natur‘ weiter hinausgeschoben und den fliehenden Grenzen folgte, in gemessenem Abstände, der Ausdruck: das neue Gefühl schafft sich, wie jedes andere, nach und nach seine ihm zukommende Sprache. —

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts steht man der ‚Natur‘ — in Österreich wie anderswo — ungefähr so gegenüber: Lustgefühl gibt, vor allem dem Hofhistoriographen, die Betrachtung der Fülle der Landesprodukte, ‚lustig‘ ist es, wo Getreide, Holz, Mineralien, Wild- und Fischreichtum das Lob des Schöpfers und des Imperators singen. Ein anderes Lustgefühl gibt die französisch oder englisch-chinesisch hergerichtete Natur des Lustgartens, des der Öffentlichkeit zugänglich gemachten Teiles eines Schloß- oder Jagdparkes, geben die ‚Schattengänge‘ mit ihrer steinernen Nischenmythologie oder ihren tugendhaften Allegorien, freilich nicht so sehr als ‚Natur‘ denn als Treffpunkt der vornehmen Gesellschaft. In dem Maße, als der englische

Geschmack den französischen allmählich überwindet, zieht das Naturgefühl seine Kreise weiter und zieht auch die Parklandschaft außerhalb der Gartenumfassung — Hain, Wiese, Bach — mit in den Bereich des Vergnügens, die Kreise werden weiter und weiter und die feingebildeten Genießer suchen sich bald ihre *angulos terrarum*, wo sie sich *procul negotiis* an ihrem Horaz und iern der Gesellschaft an einer schönen Aussicht oder bloß dem Gefühl der Ruhe ergötzen können. Der Eipeldauer (vgl. unten Seite 319) stellt diesen Wandel fest, ohne zu ahnen, daß er nicht bloß eine Veränderung des Modegeschmackes, sondern eben Entwicklung des Naturgefühls bedeutet. — In Richters „Gedichten“ von 1795 findet sich das in die spätere Sammlung von 1809 nicht aufgenommene Gedicht „Dornbach“ (gemeint ist der „prächtige gräflich Lascysche Park“).

In unserem modischen Jahrhundert
Behält die Schönheit selbst nicht lange ihren Werth;
Was man enthusiastisch heut' bewundert,
Wird morgen kaum mit einem Seitenblick beehrt.
Des Auegartens heilige Schattengänge,
In die sich einst, gleich einem Meer',
Die schöne Welt ergoß und wo man vor Gedränge
Kaum wandeln konnte, stehen unbesucht und leer.
Bald wirst du, schönes Dornbach, gleiches Schicksal haben.
So schön sich auch bey dir Natur mit Kunst verbindet.
Man kommt nicht her, an deinen Reitzen sich zu laben.
Man kommt, weil's Mode ist und sich Gesellschaft findt.
Dann stehst du wieder nur dem stillen Philosophen,
Dem Freund der ländlichen Natur,
Den Dichtern und den zärtlichen Verliebten nur
Mit deinen ewig schönen Reitzen offen. —

Daneben gibt es Naturwunder, die man mit Grauen bestaunt, und dann die große, nicht interessierende *terra incognita* der verschiedenen von menschlicher Einwirkung noch freien Landschaftsformen. Die Synopsis bestimmt gruppierter Naturdinge, die Landschaftsanschauung, steht noch auf dem schon lange eingenommenen Punkte: Preis- und Schmeicheldichtung malt hier und da Flächen oder zieht beiläufige Umrißlinien und die Wienerwald-Anakreontik erhebt irgend ein Detail ihrer Schauplätze zu größerer Deutlichkeit. Und der Ausdruck für das Erfühlte ist konventionell, scheint es aber vielleicht nur. Denn Österreichs schriftdeutsche Literatur ist in der 2. Hälfte des 18. Jahrh. noch jung und klein und manche Wendung mag hier weniger abgeschliffen und abgegriffen geklungen haben als in Sachsen und beim Rhein.'

Karl Mastaliers Lobgesang auf die Schönheit Österreichs (Ode „An mein Vaterland“ 1775) ist barocke Hofgeographie, Vischer, Fuhrmann, Reiffenstuel in Versen: Nachdem er das Klima und die Fruchtbarkeit gepriesen, kommt er nach Hirsch, Eber, Herden, Eichen, Erlen, Fichten- und Tannenwäldern und Birkenhainen wohl auch auf die schattigen Auen, vom Silberbach durchmurmelt,

zu sprechen, auf die dem Gebirge entstürzenden Flüsse, auf die Schiffe tragende Donau, auf Schlösser und Städte, auf Wien mit dem Kaiserhaus, aber das Interesse haftet an Werten, nicht am Bilde. Ebenso unergiebig ist die Ode auf den Stefansturm in Wien (1780) und die auf den Prater: der Dichter besingt den schönen Lustwald, das schönste Land, das die Donau auf ihrem Rücken trägt, und einen Frühlingstag der Wiener in diesem Lustwald, verzichtet aber auf jede bildliche Fixierung. Und wenn er in der an den Pierwarter Pfarrer gerichteten Ode ‚Der Wald‘ sich glücklich preist, dem tollen Stadtgetümmel entronnen zu sein und den freien, heiteren Himmel über dem Haupte zu haben, und dann seine Wonnen aufzählt — Hügel, Buchen und Eichen, Mooslager, kühle Felsenbäche —, so gibt er wohl sozusagen die Bestandteile seiner Lustgegend, als Ganzes, als Bild oder Rahmen, sieht er sie nicht. — Weiter kommt Michael Denis.

Zu jeder Tages- und Jahreszeit, den Winter ausgenommen, läßt sich dieser Barde von seiner Muse im Theresianumgarten finden, in der kleinen kühlen Grotte mit dem rieselnden Wasser, im Obstgarten, auf der aussichtsreichen Höhe — seltener trifft sie ihn als Wanderer in der näheren oder weiteren Umgebung Wiens. — Kaum sichtbar schimmern in Sineds erster Vaterlandsode durch den Weihrauch die Linien einer Landschaft:

„Flächen bedeckt die Frucht des Lebens, von Vieh
Blöken die Täler sich zu.
Sonne, die kochen den Trank der Fröhlichkeit dir,
Hügel und Hügel hinan.
Wälder durchheilet der Fuß, der Flügel des Wildes,
Flüsse das Schuppengewühl.“

Um weniges deutlicher, wenn er („Die Ruhe des Weisen“) dem Freiherrn von Spielmann, der von seinem Garten auf der Landstraße über Wien hinaussehen kann, zuruft:

„Heitre den denkenden Blick über den Kaiserstrom aus!
Siehe, dort lebt es im Dunkel der Espenau,
Fülle der Fruchtbarkeit — —.“

Wenig Besonderheit auch im Landschaftsbilde, wenn Denis etwa von einem Hügel über dem Dorfe Ottakring am Jahrestage der Befreiung Wiens (12. 9. 1776) auf die Türme und Mauern Wiens, auf das bis ‚an der Wälder Schwarz‘ hinanschweifende Weingelände, auf die Winzerhütten hinaussieht, („Wiens Befreiung“) oder die Ode auf Josefs fünfte Reise in Dornbach also beginnt:

„Willkommen, Thalbach, der du gestern noch
Mir, Joseph, lispeltest, und o begrüßt
Ihr Weiden um den Thalbach! Sonnenhell
Sind schon die Schwestern alle, derer Haupt
Von Bergen rings umher ins Blaue ragt. —“

Wahrhaft schön nur die Bilder, die er auf seiner Gartenhöhe hinter dem Theresianum in Ruhe und Beschaulichkeit entwirft: Wenn er („Gruß des Frühlings“) die Kahlenberglandschaft mit Frühlingsfarben malt —

„Wie strahlen die Thürme der mächtigen Stadt — —
 Wie stehen sie ruhig und roth besonnt,
 Die Berge, wo schweigende Tugend wohnt,¹
 Wie zeichnen die bläulichen Däfte den Gang
 Der Donau — — —.“

oder wenn ein Sommergewitter über sie in freien Rhythmen
 hinfährt („Das Donnerwetter“):

„Nun war der Wagen über unserem Haupte,
 Dem Drucke seiner schweren Räder
 Erbeben die Thürme der Kaiserstadt. — —
 — — Aber die zackigen Keile
 Führen ergrimmt umher,
 Einer durchwühlte den Boden der Flur,
 Ein anderer begrub sich in der erschrockenen Donauplut...
 .. Nun war er hinüber, der Wagen, nach Norden,
 Doch irrte von Berge zu Berge
 Der langsam sterbende Nachhall von seinem Gerolle“ —

oder wenn er in den „Abendgedanken im Herbst“ (1763) sich vom
 Herbstbrodem über der Stadt, die ihm sonst — als türmend
 Wien, als Kaiserstadt — die Krone der deutschen Städte ist, zur
 Absage an sie bestimmen läßt:

„Dort liegt sie, fern, in Dampf gehüllt,
 Des Zwanges Vaterland,
 Der Freiheit Grab, der Moden Nest,
 Des Stützers Paradies.
 Dort liegt sie fern, die laute Stadt,
 Indessen, daß um mich
 In feierlicher Einsamkeit
 Ein heilig Schweigen herrscht.“ —

Von den Aufklärungsdichtern sind Alxinger und Gottlieb Leon
 wenig von der Landschaft angeregt. Bei Alxinger überwuchert
 Renaissancegelehrsamkeit, die sich in endlosen antiken Anspie-
 lungen und Vergleichen ergeht, alle Anschaulichkeit — z. B. ent-
 hält „Auf einer Donaufahrt“ nicht den geringsten Hinweis auf ein
 Landschaftsbild — und nur dreimal finde ich Abschilderung
 oder wenigstens Erwähnung heimischer Gegend: In dem Aufruf
 an die Wiener zur Brandsteuer für die zerstörte Stadt Bruck a. d.
 Mur eine Ortsangabe in Versen (auch Musenalm. 1793):

„Dort, wo von Salzburgs Felsen her,
 Die Muhr durch Steyermarks fruchtbare Täler fließet,
 Sechs Meilen, eh sie Grätz mit blauem Arm umschließet,
 War eine Stadt, denn, ach! sie ist nicht mehr...“;

in einer poetischen Epistel an Reinhold, die an einem Sommerabend
 im Prater entsteht und dessen Abendstimmung ungefähr festhält
 — Abendglut auf dem dumpf rauschenden Ister, Abendwind und
 Grillengezirpe in der Praterau — und in der „Prophezeiung bei
 meines Ratschky Abreise“ (auch Musenalm. 1788), die die Reise-
 etappen: St.-Pölten, das Kloster Mülk, auf seiner Felsenburg hoch
 in die Lüfte ragend, Strennberg (Strengberg) und endlich Linz
 nennt, aber eben nur nennt. —

¹ Anmerkung des Dichters: Das Kamaldulenserklöster auf dem Kah-
 lenberg.

Gottlieb Leons ländliche Idyllen haben keinerlei landschaftliche Bindung: aber wenn seine Nymphenidylle „Ister und Auripe“ (diese die Nymphe des Tales bei Kloster Imbach hinter Krems; in der Gesamtausgabe der „Gedichte“ von 1788 eine erweiterte Fassung von der im Musenalmanach auf 1777), die an der Mündung der Krems in die Donau spielt, ganz ossianisch schließt:

„Indes hatte sich das sterbende Abendrot hinter die fernen Waldgebirge verborgen; die sternreiche Nacht breitete ihre bräunlichen Flügel auf die stille Gegend aus und der lächelnde Mond hing über schlummernde Wiesen und Täler“

so erweckt das, natürlich nur zusammen mit dem Ortsnamen, wohl die Empfindung jener Landschaft. —

Lebhafter als bei Alxinger und Leon ist die Landschaftsempfindung bei Josef Franz Ratschky. Das zeigt sich vielleicht schon darin, daß er nie vergißt, seine Gedichte (unter dem Titel) örtlich und zeitlich zu datieren — wodurch er ihnen zweifellos ein epistelartiges Ansehen gibt — und seine Leser über seine Ausflugs-, Sommerfrisch- und Reisetationen fortlaufend zu unterrichten. Den „verpachteten Parnaß“ schrieb er in Furth nächst Göttweig im Herbstmond 1773, den „keuschen Einsiedler Pachon“ in Saubersdorf am Steinfeld im Herbstmond 1785, Weinlese feiert er 1796 und 1797 in Brunn am Gebirge („Urlaub von der Stadt Wien“, „Die Weinlese“) und das Beste, was er uns hinterlassen, seine wirklichen Episteln, sie empfangen alle ihr Behagen, das Behagen des wienflüchtigen Anakreontikers, aus dem Gefühl, dem „Leichenhause der dumpfen Kaiserstadt“ in Gottes freie Luft entronnen zu sein („An Herrn Dr. Guldener von Lobes; Enzersdorf nächst Mödling im Sommermond 1795“), entfernt von „Wiens Palästen und Kloaken“, von Feld und Wald und Weinlaub rings umgeben und frei vom Drange der Sorgen, das körperliche Heil bedenken zu können („An Herrn von R***, Brunn am Gebirge im Herbstmond 1799“) und von dem, was auf der Weltbühne Napoleons geschieht, auf den Matten und tannengekrönten Bergen und in den Hainen voll heiliger Schatten bei Brunn am Gebirge („Lob des Landlebens“, Sommermond 1798) nichts zu hören und nichts zu sehen; und aus dem Gefühle des Geborgenseins in lieblicher Natur, deren Farbe und Kontur deutlich gesehen wird. Beim Johannstein am Sparbache — dort, wo zur selben Zeit ein ungleich reicherer Geist, Ignaz Feßler, im Waldtale bei der Lektüre des „Werther“ und „Agathon“ große Offenbarungen erlebte — möchte er sich als Eremit eine Zelle bauen. Von dort schreibt er im Sommermond 1780 an Herrn von Retzer, wie er durch ein finsternes Tal — oben Tannenwald, unten am schmalen Bache mit Kiessand Buchenwald, auf der Felsenspitze der Rest von einem Rittersitz — da herauf gekommen sei und nun die Aussicht auf die stille Gegend genieße; und im Mai 1781 beschreibt er Herrn Blumauer den ganzen schönen Weg, den er von Mödling hierher gemacht, an buchenumsäumten Bächen, die ihn noch weiter lockten, bis nach Heiligenkreuz. Noch bestimmter das Landschafts-

bild, wenn er („Empfindungen auf einem schönen Landsitze“, Pötzleinsdorf im Herbstmond 1800) auf der „Pötzleinsdorfer Alpe“ seine Augen an dem „Panorama der Gegend umher“ weidet, —

... Wie herrlich ist die Aussicht von den Höhen,
Die Buchenwald, Gefild und Reben schmücken!
Sanft aufgebläht und traulich anzusehen,
Erhebt sich nah des Kahlenberges Rücken
Und ferner wallt durch Au'n in stolzer Ruh
Des Isters Flut den Grenzen Ungarns zu —
... Und eine Welt von Dörfern, fern und nah,
Steht, aufgerollt gleich einer Mappe, da — —“ —,

ehe die leidige Renaissancegelehrsamkeit alle Natur unter ihren witzigen Vergleichen begräbt — wie namentlich in dem ebenfalls aus Pötzleinsdorf im Herbstmond 1803 an den Landschaftsprotomedicus Werner gerichteten poetischen Brief. — Im übrigen ist Ratschkys Naturgefühl noch ganz auf die Wiener Wald- und Weinberglandschaft eingestellt, der großen Natur steht er noch hilflos, mit der ganzen Befangenheit des Rokokomenschen gegenüber. 1786 machte er eine Reise über Triest nach Italien und von dort zurück durch Tirol an den Rhein. Beschrieben hat er diese Reise in einer von Innsbruck im Brachmond 1786 an Fräulein Gabriele von Baumberg gerichteten Epistel: Der Eintritt von Süden her in die Alpen war „furchtbar, schauerlich, öd.“ Er kam dann in ein wasserreiches Tal, dann über Rovereith und Trient nach Bozen. Auch hier noch „verwilderte Erde“, steile Reihen von rauhen, ungeheuren Gebirgen, schichtweise in blanken Schnee verhüllt, mit Tannen dicht und wild verwachsen und mit Wolkenschleiern bemäntelt — brausende Gießbäche, dann Hütten, Türme, Ruinen, Hirten — so geht es gegen Brixen. Hier erweitert sich das Eisacktal, es gleicht einem Paradiese. Am schönsten der Hügel mit Schloß Ambras. —

Auch bei den übrigen Dichtern des „Wienerischen Musenalmanachs“ ist genauere Naturbeobachtung spärlich zu finden. Die gar geringe Zahl der Gedichte, die Otto Rommel („Der Wiener Musenalmanach“, Euphorion, 1906) als Versuche, die Stimmung einer wirklich gesehenen Landschaft wiederzugeben, anführt (Seite 94), läßt sich vielleicht um ein wenig vergrößern, zumal da die Episteln und die von Rommel als Gelegenheitsgedichte ausgeschalteten Gartengedichte miteinbezogen werden können, da doch in beiden Gattungen, sei es in Wahrnehmung, sei es in Erinnerung, richtig gesehene Naturbilder zu finden sind. Auch sonst wohl hier und da noch ein zweckdienliches Stück, im ganzen bleibt die Ausbeute gering.

Gottlieb Leons „Nachtgesang“ (1777) bleibt im Kreise konventionellen Ausdrucks:

„Schon verlöschet gemach, Abend, dein Rosenstrahl
Fern im Felsengebirg, das in die Wolken ragt,
Und ein heilig Feiern
Wandelt Wiesen und Täler durch.“

Ebenso Schlosser mit seiner „Einladung aufs Land“ (1779), dessen „glückliche Gaue — Berge — blumenreiche Gefilde — Bäch — Wald — grünendes Tal — Gießbach“ Mode sind, aber nicht Anschauung. Kriegelsteins „Betrachtungen bei Sonnenuntergang“ (1783) gibt das Wort Donau ebenso wenig lokale Bestimmtheit als etwa der Epistel der Gabriele von Baumberg „An meine Freundin Rosalia von Schmerling“ das Datum Dornbach (am 1. Weinmond 1786) oder der Gottlieb Leons „An Fräulein Theodora von S.“ das Datum Jetelsee (im Mai 1788); und Krügelsteins (Kriegelsteins?) Epistel an Herrn Josef Edlen v. Retzer (1795) hat zwar alle heimische Idyllenanmut, verrät aber keine bestimmte Gegend:

„Ein kleines Haus und ringsum Gartenbeete,
Zunächst ein Berg und dann ein Pappelhain
Sollt' unsre stille Freistatt sein...“

Da geben andere Episteln (Einladungen) oder „Land“-Begrüßungen von Stadtflüchtlingen doch deutlichere Bilder. Schlosser begrüßt, dem dampfenden Stadtgetümmel entronnen, das Tal von Pottenstein; des Haines Schattengewölbe, die lachende Flur, das die Gegend belebend durchhallende Getöse munteren Fleißes (Anm.: die Fabriken!), die Triften mit dem klaren Bach, der mit dumpfem Gebrüll vom Felsgebirge stürzt und flimmerndes Silber tausendfarbig das Tal herabstäubt („Pottenstein. Der Frau v. St. gewidmet.“ 1778). Auch dem patriotischen Ratschky („Auf die Klingenschmiede zu Pottenstein“, 1779) klingen die Hammerschläge, von denen das hohe Felsgebirge Pottensteins widerhallt und der nahe Tannenwald erzittert, gar lieblich in den Ohren, gilt es doch Klingen zu schmieden gegen die bösen Preußen. Prandstetter („An K. St., Dornbach, den 3. August 1783) lädt seinen Freund nach Dornbach:

„Ein wohlbeleibter Rebenhügel Guckt durch das Fenster mir ohn' Unterlaß herein... Der hohe Wald zieht einen Eichenkranz Rings um den Hügel her, bis hin, wo Lascy wohnt...“

oder begrüßt in der sehr umfangreichen Epistel an H. H. R. „Vom Lande 1792“ im Jahrgange 1794 des Musenalmanachs, stadterlöst und sommerfrischfreudig, die zerstreuten Hütten in der Natur originellem Park im Grenzgebirg' der reichen Steiermark. —

Matthissonsche Empfindungen teilt F. C. Paldamus seinem Wiener Adressaten Karl Jul. Friedrich vom „Rauchenstein bey Baden“ (1795) mit: Das Jetzt wird dem Einst gegenübergestellt, die „Lagerstätten im Moose den Epheuranken und Halmen auf den Scharten, der Birnbaum am Gegitter“ der „Brüstung hoher Mauern, feindlichem Panier und den Doppelhaken in den Fehden stolzer Ritter“ und echte Ruinenromantik spricht sich aus:

Lieblich glänzen diese Trümmer, Wenn der Abendsonne Schimmer
Durch die Lücken bricht.
Rein erhellt von ihrem Strahle, Weidet sich der Blick im Tale,
Und im Herzen wieder Licht, Beb' ich der Zerstörung nicht.“ —

In Stimmung wandelt sich die Anschauung in Ratschkys reizendem

Gedicht (Preßburg, im Heumond 1782) „An ein Sommerlüftchen“ (1783)

„Eingeladen vom Geflüster
Kleiner Wogen, die der West
Sanft den Strom herunterbläst,
Lausch ich ruhig hier am Ister..“

während Blumauer in seiner „Donaufahrt 1779“ (1781) von den Bildern, die in bunter Reihe entstanden und an ihm vorbeieilten, eine wenig belebte Beschreibung gibt, die immerhin der österreichischen Donaulandschaft — „hier zeigt sich die Erde in ihrem Feierkleid“ — zum erstenmal gerecht wird, in seinen Gartengedichten aber („Empfindungen in dem neu angelegten Lustgarten des Grafen von Kobenzl,“ 1784, und „Auf das Lustgärtchen der Frau Baronesse von Egger zu Thallenstein in Kärnten 1784“, 1785) über ganz allgemeine Andeutungen nicht hinauskommt. Genauer hat sich Gabriele von Baumberg Lascys Garten in Dornbach („Empfindungen in L. G., Dornbach, 10. August 1787) angesehen: Ein grüner, dunkler Gang führt zur Quelle, die „stufenreiche Fälle“ bildet; ein stiller, kleiner Raum von blumenreichem Moos empfängt den Wasserfall in seinem kühlen Schoß; Felsenhang, von würdigen alten Bäumen umkränzter Ruhesitz, Schwanenteich, Eiche, Rosenlabyrinth, Hütte in einem stillen Hain — das ist die Gartenfreude, die wir aus den heimischen Reise-, d. h. Spaziergangsberichten jener Zeit kennen und die wenige Jahre später den jungen Josef v. Hammer zu seinem umfänglichsten Gedichte begeisterte. —

Den Übergang von Wiener Barocke zu Wiener Romantik, vom Wienerischen Musenalmanach zu den Ritterdramen und -romanen der M. Collin und K. Pichler vermitteln hier sozusagen — zeitlich stimmt es freilich nicht ganz scharf — die poetischen Beiträge für das „Mahlerische Taschenbuch für Freunde interessanter Gegenden“, das Dr. Franz Sartori (bei Anton Doll in Wien) von 1812 bis 1817 herausgab. Noch kramt panegyrisches Deklamieren in alten Silbenmaßen allerlei Gelehrsamkeit aus, dazwischen fügt schon hie und da eine Ballade im Volkston mit den paar Strichen der Einleitungsstrophen der Vorstellung, die der Titeleigennamen von einer Gegend gibt, ein paar charakteristische Züge bei. — Über beider Künste verfügt der schon vor seiner amtlichen und wissenschaftlichen Laufbahn recht schreiblustige Josef von Hammer. Er war als Vierzehnjähriger 1787 (von Graz) nach Wien gekommen, hatte zehnmal als Zögling der k. k. orientalischen Akademie seine Ferien in Weidling am Bach zugebracht und das Jahr nach seiner Entlassung (1798) mit seinem Freunde Krafft eine Reise nach Innerösterreich gemacht. Die Folge davon sind mehrere langwierige Preisdichtungen: 1797 „Weidling“, 1799 „Wiener Gärten und Umgebungen“, 1803 „Die Steyermark“, 1803 „Die Riegersburg“, erschienen im 1., 2. und 3. Jahrgang des „Mahlerischen Taschenbuches“. — Dessen ersten Band eröffnen „Wiens Gärten

und Umgebungen. Besungen im Jahre 1799 von Joseph von Hammer und zugeeignet seinem Freunde Joseph Freyherrn von Kraft“ — in geradeaus 1500 Hexametern, wohl die umfangreichste aller naturbeschreibenden Dichtungen Österreichs.¹ — Hammer möchte, vom Frühling berauscht, die Schönheit der Erde besingen und entfaltet sehr ansehnliche topographische Kenntnisse, um mitzuteilen, was er besingen könnte, aber nicht will. Denn er kehrt von Hafisens Grabe heim und bescheidet sich mit den Gärten und Umgebungen von Wien. — Hier beginnt er denn seine Frühlingswanderung in der der Brigitta geweihten Donauau. Hierauf kommt er über den Augarten, den Prater, Rasumowskys verschlungenen Park, den „die Kunst durch optischen Trug mit dem Prater vereint“ und der wohl ein „nötiger Trost ist dem Bewohner der staubigen Landstraß“, den Garten der Nonnen Elisas, „die durch sorgliche Huth den Kranken fristen das Leben“, die Gärten Schwarzenbergs, des Belvederes, der Nonnen von Sales, Doblhoffs, Metternichs, des Theresianums („wo Ossians Geist die Stirne Sineds umschwebte“), Karolys, Auerspergs, Schönborns („er begrüßt uns mit wehenden Pappeln“), des Josefinums, Dietrichsteins, Liechtensteins wieder an das Ufer des Isters zurück. Mit raschem Blicke übersieht er sodann, was im Bannkreise Vindobonas noch grünt an Hainen, Fluren und Gärten: voran die epikurischen Kegelbahn- und Laubengärten...

„Gläser klingen zum Schall der beständig rollenden Kugel,
Flöten- und Saitengetön verhallt in den Wipfeln der Bäume“.

die nutzbringenden Gemüse- und Obstgärten und endlich alle die lieben Hausgärten, ein Labsal für die, denen

„kein Gestirn den sel’gen Genuß des Landes gegönnt hat“, vornehmlich in Gumpendorf, Landstraß’ und Wieden. Aber auch in den anderen Dörfern, die sich „der Kaiserstadt näher anschließen“, grünen Rasenaltäre zu Ehren Vertumnus’, überall, „wo die Bau- sucht noch nicht den Boden mit Banden belastet“. Ein großer Garten ist ja auch das Glacis, ist der Wall mit seiner offenen Aussicht „auf die Paläste der Vorstadt und das entfernte Gebirge“ und seinen hängenden Gärten, wovon besonders der Paradeisgarten zu rühmen. — Sogar in der türmenden Stadt gab es ehemals schöne Gärten, jetzt sind sie alle geschwunden. Es folgt nach kurzer Rüge des falschen Geschmacks Lenôtres und längerem Lobe der britischen Gartenkunst ein überschwenglicher Hymnus auf den Park von Laxenburg, in dem alles, was Natur und Kunst irgendwo in Asien und am Mittelmeer einem Garten gegeben, vereinigt ist, wo Orient, Antike und Rittertum ihre Künste beigesteuert haben und nichts fehlt als — ein großes kuppelgeschmücktes Badegebäude mit mannigfarbigen Fenstern! — Aus dem Bannkreise der Stadt be-

¹ Abgesehen natürlich von A. Weissenbachs „Aigen“ (Salzburg 1817), einer die Schönheit des Schwarzenbergparkes in Aigen würdigenden Dichtung in 20 Gesängen, auf die in diesem Zusammenhange nicht näher eingegangen werden kann.

gibt er sich nun auf die ‚glücklichen Triften, wo Pannoniens Fluren von Austrias Feldern‘ begrenzt werden: zur freundlichen Karlsburg mit ihrem Blumenmantel, zu den grünlichen Wogen des Neusiedelsees, zum fürstlichen Garten von Ödenburg und etlichen anderen Adelsgütern Pannoniens, dann mit scharfem Ruck — ein Grundsatz der Reihenfolge ist nun nicht mehr ersichtlich — an Pottendorf und Pottenbrunn . . . :

„Béyd' umschlingt ein Garten, den Garten die Trasen und Fische,
Die, gelehrig dem Wink der Besitzer, die Auen verinseln“

vorüber nach dem orientalisch anmutenden Fürstensitz von Eisgrub und zu dem hinter Hügeln verborgenen Wunderschloß von Ernstbrunn — alles in einem: englischer Landsitz, dräuende Ritterburg, Fürstenpalast —, nach Schönau mit dem herrlichen Tempel der Nacht, nach Vöslau und Baden — — —

Schön ist's, zu lesen vom Reitz der schönen helvetischen Landschaft..

.. Schön ist's, zu hören vom Felsengewühl der tyrolischen Pässe,
Von den Strömen und Wäldern, die dort dem Felsen entstürzen.
Wer sie nicht sah, geh' hinaus in romantische Thäler von Baden,
Daß er das herrliche Bild verkleinert wenigstens schaue —
Felsen stürzen auf Wald und Wald erklimmet die Felsen,
Zwischen den Bergen wuchert die Trift, der Hain und das Saatfeld,
Thürme ragen empor und halb verwitterte Zinnen,
Überkleidet mit Moos und mauerzerfressendem Epheu.“

Dort bewachen Rauhenstein und Rauheneck den Eingang ins Heilenental, von dem der Weg in alle Wunder des Orients offensteht und durch das man nach Heiligenkreuz kommt — —

„Mahler, wollt ihr den Born von Landschaftsideen ergründen,
Auf, wallfahrtet hieher!“

Nun zurück nach Wien! Über Kalksburg — —

„Einsam dreht sich der Eingang hinein von der Mauer Gehägen
Und es schlängelt das Thal sich zwischen buschichten Hügeln,
Die wie schwellende Lippen zum Kuß einander sich nahen..“

mit seinem Garten, der eine entzückende Aussicht auf den einfach grünen, sanft ansteigenden Schloßgarten Rodauns, auf den freundlichen Hain von Hözendorf und auf den geheimnisvollen Erlaer Park mit den wehenden Wipfeln bietet, an den geselligen Gärten der Arnstein und Eskeles vorüber nach Schönbrunn, — jedem Juwel aus antiker, romantischer, orientalischer Welt an Köstlichkeit überlegen.

„Steigend und fallend durchschneiden sich stets die sammtenen Wege,
Busenbändern gleich, die, verschlungen, bald steigen, bald fallen.
Dort ist die Aussicht begränzt und hier ins Unendliche offen..“

Und schließlich wandert er über Liechtensteins Garten zu Laudons Grabmal im Garten von Hadersdorf, von hier auf den Predigtstuhl, ‚umgeben von armen Hütten armer Landleute‘ mit seiner wunderschönen Aussicht auf Berg und Tal und Au und Strom, nach Hainbach und Hainbuch sodann, um endlich, nachdem er noch den Preis der 7 Wiener Hügel — Leopolds-, Josefs- und Kobenzlberg, Vogelsang, Kobel, Predigtstuhl und Dornbach —, die ihm lieber sind als die von Rom oder Lissabon, gesungen, in Weidling am

Bache, der Perle aller Perlen, von Reise und Sang auszuruhen. — 1200 von diesen 1500 Hexametern sind bedrucktes Papier, sind Mühlenrauschen; sie können nie lebendig gewesen sein, diese Verse voll Gelehrsamkeit des angehenden Orientalisten, der auch sonst seine Akademiejahre gut benützt hat, voll Überschwang, leeres Rhythmengeriesel. Aber in dem Rest steckt wirkliche und wahrhaftige Naturanschauung, freilich Anschauung auf einem alten, durch Selbstschau und durch die zeitgenössischen Reise- und Spaziergangsschilderungen wohlbekannten Gebiete. Auge und Sprache beherrschen einen Landschaftstyp, den Schloßpark und seine Fortsetzung in die Wien zunächstliegenden Täler und auf die Höhen des Wienerwaldes.

Des Taschenbuches 2. Band eröffnet Justine Frein von Krafft, wohl die Schwester des oben genannten Freundes Hammers, mit einer Ode ‚Weidling‘ in 12 sapphischen Strophen, einem Lobgesang ohne bestimmte Landschaftsanschauung, der die allgemeinen Frühlingsattribute nur durch den Titel und den bequemen adonicus ‚Himmliches Weidling‘ auf den Adressaten zu beziehen erlaubt. — Mit der Dichterin wetteifernd, hatte Hammer sein altes Gedicht vom Jahre 1797 „Weidling bei Kloster-Neuburg. Zugeeignet seinem unsterblichen Freunde Joh. v. Müller“ aus der Schublade gezogen und jenen sapphischen Strophen seine 35 jambischen Vierzeiler folgen lassen:

„Pomonens, Libers Stolz! Du Neid der Flur
Elysiums und seiner Götterhaine!“ — —

Beim Anblick Weidlings durchlodert den Sänger der Geist des Weltenalls mit rein erglühenden, mit Vestasflammen und es ist ihm, als flösse sein ganzes Ich „mit allem dem, was ist, in Eins zusammen“. Er schildert, immer stärker in die Saiten rauschend, den Weg von Klosterneuburg durch den Lindengang in das Tal, genannt ‚Beym Kreutz hinaus‘, — in die Seufzerallee am Mühlen-gang, in den heiligen Buchenhain am Jungfernbrunnen, wo er einst an Homer und Anakreon und Hafis sich begeisterte, und zu der von ihm „abhängigen“ Waldwiese, wo er, wann ihn einst fern von hier das Grab umfängt, einen Stein der Erinnerung an ihn gesetzt wissen möchte. Der Ode steht voran eine englische Mottostrophe:

Weidling's hill invites my song
Draw the landscape bright and strong;
Weidling, in whose mossy cells
Sweetly musing quiet dwells. —

Dieselbe Lust zum Deklamieren zeigt gleich darauf Hammers Ode ‚Die Steyermark‘ in 30 Strophen nach dem metrum Asklepiadeum quartum (1803). Im Barockstile wird die Vortrefflichkeit des Landes und seiner Bewohner gepriesen, werden rühmend eine Menge von Namen aufgezählt. Kein eigentliches Landschaftsbild; aber die Ruinenromantik meldet sich, Matthissons Spuren folgend:

„Grauen kündigend, dräuen Zinnen verfallener
Schlösser hoch vom Gebirg; Reste verloschener

Helden, edler Geschlechter —
Graue Mahle der Tapferkeit." —

Und an den Gruß, den er der Riegersburg zurief, „Sei vor allen begrüßt, felsige Riegersburg!“ knüpft er 10 Jahre später — er war während der Zeit im Ausland gewesen und hatte sich von Themse, Seine, der Ister- und Nilmündung nach der Mur, Mürz und Raab geseht — seine Riegersburgode in 28 Asklepiadischen Strophen, sehr gelehrt, sehr vieler Anmerkungen bedürftig, doch nicht ohne Blick für die Landschaft — deren Reize er, nebenher erwähnt, gute 30 Jahre später in seinem historischen Roman ‚Die Gallerin auf der Riegersburg‘ (1845) breit, empfindsam, überschwenglich schildert oder — diesen Anachronismus nimmt der gewissenhafte Quellenforscher ruhig auf sich — von den Personen der Dichtung, die im 17. Jahrh. spielt, genau so empfinden läßt, wie er sie selber empfand. — Von Hammer erschienen im „Taschenbuche“ außer dem ebenfalls gelehrter Renaissancepoesie zuzuzählenden Abendgemälde ‚Hainbuch‘ (4. Jahrg., 1816) noch etliche Balladen in leichtem, dem Bänkel sich näherndem Volkston, Ortssagen mit genügender Ortsverdeutlichung: im 2. Bande ‚Der Hermannskogel bei Weidling in Österreich unter der Enns‘ — eine Hexenballade aus der Zeit, da auf dem Hermannskogel —

...„Dem Kahlenberge überzwerg,
Nicht fern von Weidling, liegt ein Berg, Umringt von Buchenholze.
Auf Wiesen, Thäler, Feld und Haid,
Auf Höhen und Hügel, weit und breit, Sieht er herab, der Stolze“ —

noch das von einem Ritter erbaute Nonnenkloster stand — und im 3. Band die poetische Bearbeitung der oberösterreichischen Sage von der tragischen Liebe des Ritters von der Corbachmühle am Ostufer des Traunsees zur Nonne vom Kloster Traunkirchen — „Der Leander von der Traun“. Die Traunseelandschaft ist von Ebensee aus gut erfaßt:

Ein nächtlicher Riese, fahl und grau, Siebenhundert Klafter hoch,
Am Fuße die Wildniß der Eisenau Und wilder die Fluten noch.
Der Röthel, der Sonnenstein ausgezant Als ewiger Felsenzaun,
Durch welchen sich einstens den Weg gebahnt Die seendurchwandelnde
Traun.

Vielbuschig schlingt sich Bucht an Bucht — Ein thrazischer Bosphor —
Es springet wie auf schneller Flucht Ein Berg dem andern vor. — —

Ebenso halten die Einleitungsstrophen seiner die Stiefmutterssage behandelnden Ballade „Die Mazzocha in Mähren“ (ebenfalls im 3. Bande) die Hauptzüge der Landschaft ungefähr fest, weniger die Kremsmünsterlegende der Karoline Pichler im selben Bande — es wird von ihr noch die Rede sein — und die anonymen Balladen „Brünnhilde von Silberberg“ (in Mittelkärnten) im 2. und „Die steinerne Säule bei Weidling nächst Wien“ im 5. Bande. — Ein J. F. Richter stiftete einen Beitrag in das Taschenbuch: „Das Muggendorfer Thal in Österreich“ (im 2. Bande), dessen elf Strophen die Schönheiten der Mirafälle etwas über Gebühr preisen. (Eine Anmerkung belehrt: Muggendorf in N.-Ö. liegt an der Meera, ein Gebirgs-

flüßchen, welches auf dem Berge Ofeld entspringt.“) Die erste Strophe zeigt Aufkeimen einer neuen, volleren Naturempfindung:

„Dir nah' ich, schönes Tal im Morgenlichte!
Schon sinkt auf Wiesengrün des Nebels Grau,
Die Sonne schiebt den Schleyer vom Gesichte,
Die hehre Wölbung schmückt des Äthers Blau.“

Es ist also wohl kaum anzunehmen, daß dieser J. F. Richter mit dem Eipeldauer, Josef Richter, identisch ist. Des Eipeldauers — sehr geringes — Rokoko-Naturgefühl hatte sich in Schönbrunn¹ und in der Brigittenau² der abgegriffensten Phrasen bedient, dort, um den Herrscher zu preisen, hier um über die Wiener, die mit den Promenaden wie mit den Moden wechseln, und über die Wienerinnen, die in die Au nun statt des Mannes den Hausfreund mitnehmen, im Zeitgeschmacke zu witzeln, obwohl Richter sich selber keine Naturfreude ohne Liebchen am Arm vorstellen kann — —

„O schöne Aussicht,³ die kein Mahler mahlet,
Wo unabsehbar hin zu meinen Füßen
Fruchtbare Thäler sich, vom Abendroth bestrahlt,
Bis an die grauen Berg' ergießen!
Mit Recht hat man, reizvoller Hügel, dir
Den Namen Himmel beygegeben.
... Und folgt am treuen Arm das Liebchen hier,
So ist's ein Leben zum beneiden...“

Wie er in Dornbach, im Parke Lascys, über die Mode im Naturgenuß spottet, wurde schon in der Einleitung erwähnt.

Mittlerweile war die eigentliche Alpenlandschaft auch in Österreich erschlossen, das Erfassen dieser Schönheit als ungeheure Gemütsbereicherung erkannt worden.⁴ Die enthusiastischen Berichte über das Neu-Gesehene und -Erfühlte hatten mit dazu beigetragen, die Gemüter zu revolutionieren, sie für die Aufnahme der eben von Deutschland herüberflutenden Geistesbewegung geeignet zu machen. — Begreiflich, daß das romantische Naturgefühl, anfangs nicht selten noch mit dem Spielerischen des Rokokonaturgefühls behaftet, sich zunächst an der Alpenwelt Nieder- und Oberösterreichs und Steiermarks entzündet, daß selbst in ihr noch, der stillen, träumerischen, lieblichen, malerischen, „pittoresken“, gelegentliche Wucht mit Grauen empfunden wird; die heroische Landschaft vollends Salzburgs, Kärntens, Tirols entfaltet ihre Erhabenheit ausschließlich vor den Augen der staunenden Gipfelstürmer, der Dichtung bleibt sie einstweilen noch ferne. — Immerhin, Lustgartenkünste genügen nicht mehr und ebensowenig Rebenhügel und Dorf- flur und Au und Hain; Idyllenglück und Wertherleid suchen tiefere Schlupfwinkel, nicht mehr wird den negotiis der Wunsch, am rie-

¹ „Des Dichters Empfindungen im Garten von Schönbrunn“ (Gedichte, 1795), aufgenommen in die Sammlung von 1809.

² „Die Brigitte-Aue“ (Gedichte, 1795).

³ „Empfindungen beym Anblike des Himmels“ (Gedichte, 1809).

⁴ Vgl. R. Latzke: Die Erschließung des n.-ö. Landschaftsbildes. Jahrb. d. V. f. Ldskde. v. N.-Ö. 1918.

selnden Wasser des Wienerwaldbächleins oder auf einem Buchenhügel eine Hütte zu bauen, in die Gegend hinauszuschauen oder Horaz zu lesen, entgegengestellt, sondern die gedeihlichere Tätigkeit der Hirten, Holzarbeiter und der Eisenhämmer und dem nichtigen Gesellschaftstreiben der Großstadt die Sitteneinfalt der freilich noch immer mit Hallers Augen gesehenen Älpler. Noch wichtiger ist die — aus der Einwirkung des veränderten Naturgefühls auf den zeitlich rückwärts gewendeten Sinn, auf das plötzlich erwachende historische Interesse hervorgehende — Ritter-, Ruinen- und Klosterromantik, der namentlich die niederösterreichische Landschaft so viele Ruhe- und Betätigungsplätzchen bot.

Aus dem Gesagten ergibt sich eine dreifache Auswertung der Landschaft: Sie ist Rahmen oder Stimmung schaffender Hintergrund für ein Geschehen, für eine Handlung — in Ballade, Ritterschauspiel, historischem Roman, aber auch in Gegenwartsroman und -novelle; oder sie ist selbst Gegenstand der Dichtung oder endlich Ausdrucksmittel des Gefühls — in verschiedenen lyrischen Formen. Vom Standpunkte des Dichters aus gesehen, sind diese drei Auswertungen nur eine: Die Landschaftsschilderung ist Empfindungsausdruck, ist Selbstzweck, aber dieser wird scheinbar anderen poetischen Zwecken untergeordnet — d. h. eine Handlung, ein Geschehen wird so lokalisiert, daß ein schon früher von diesem Orte empfangener Eindruck sich in Worten aussprechen kann. —

Kaum von der Alpenromantik berührt ist noch H. J. von Collin; heimische Landschaft finde ich nur in dem ersten seiner Bruchstücke des Heldengedichtes „Rudolf von Habsburg“ und diese geht über den Horizont des Musenalmanachs nicht hinaus: Aus dem Lager bei Wien entfernt sich jeden Abend Rudolf, der Sohn, sucht,

„wo zum Fuße des Kahlenberges sich Wellen von Hügeln dehnen“, im Weingebirge bei Nußdorf den äußersten Hügel — zur Rechten die Donau, unten friedlich ein Dörfchen, vom Bache kühllich umspület, vor sich Neuburgs Stadt mit der Kette hoher Gebirge — und denkt dort, „zur Lyra singend“, an seine geliebte Agnes. — Ganz anders der jüngere Collin, Matthias. Schlagen wir den ersten Band seiner dramatischen Dichtungen auf, so zeigt uns das Titelkupfer den Lunzer See in Mondnacht, Berge im Hintergrunde, am Ufer Kahn und Fischerhaus. Das Bild entspricht dem Szenarium zum vierten Aufzug des Trauerspiels „Der Tod Friedrichs des Streitbaren“. Dorthin sehnt sich gleich in der ersten Szene des ersten Aufzuges die von ihrem Gatten Friedrich geschiedene Agnes von Meran:

„Es ist ein See bei Lunz in Österreich,
Im Schoße eines waldumkränzten Tales,
Und eines Fischers unscheinbare Hütte,
Birgt dort im Dunkel sich des ernstestn Schattens.“

Seine Schönheit preist Friedrich und der Kriegsschauplatz wird wohl nur deshalb einmal dorthin verlegt, damit die Titelkupfer-Mondscheinszene vor sich gehen kann. Von des Dichters Erinnerung an

einen Salzkammergutsee aber ist es eingegeben, wenn Bernhard von Preisl Friedrich den Streitbaren mit einem Hochgebirgssee vergleicht:

„So täuscht wohl oft ein See des Hochgebirges,
Im engen Raum der Felswand eingekerkert,
Den Unerfahrenen mit der Ruhe Schein,
Bis er, urplötzlich vom Orkan erregt,
Auffürmt der Wellen bodenlose Tiefe. —“

Sonst spielt die Handlung dieses Ritterdramas wie auch der „Feindlichen Brüder“ meist in den Wäldern und auf der weiten Fläche vor Wiener-Neustadt, die der „Feindlichen Brüder“ auch bei Hainburg. Dort preist, beim Grenzübertritt, Maria, Belas Gattin, Österreich:

„Seht, wie sich hier Wald
Und Feld und Garten, schön verwirrt, durchkreuzen,
In nachbarlicher Freundschaft zart vereint.
Ins Land des Friedens sind wir eingetreten. —“

Das Titelpuffer zu den „Kunringern“ zeigt Heinrich von Kunring und seine Gemahlin Adelgunde, wie sie durch ein Kapellenfenster auf die Zwettler Landschaft hinausschauen. Diese, dann die Gegend um Rapottenstein (die siebentorige Burg der Kunringer) und schließlich Aggstein (von der Donau gesehen) sind der Schauplatz der Handlung des Vorspiels zu den „Kunringern“; „Der Streit am Grabe“ spielt auf dem freien Platze vor Lilienfeld, was Gelegenheit zu einem Preis dieses herrlichen Tales gibt. Im Traisental und im Helenental bei Baden ist ja auch die österreichische Ritterromantik vornehmlich zu Hause. Die Handlung des Ritterlustspiels „Die Liebeswerbung“ (Zeit 1206) beginnt in einer Frühlingsmondnacht in dem „Tal hinter Kloster Lilienfeld“ in Österreich. Hartung von Scharieneck preist seiner Geliebten Adelheid von Bogen die Schönheit seiner Burg in der Klause bei Baden und Adelheid stimmt, seine Liebe erwidern, in den Preis ein:

„— wie so oft sah ich
...hinauf zu jenen grünen Höh'n,
Zu jenen Felsen und den hohen Burgen,
Umnachtet von der Föhren dunklem Grün
Und vom Geräusch des Baches froh begrüßt.
Ich muß Euch preisen, Ritter, daß Ihr Euch
In diesem seligen Tale angebaut.“

Ebenso wirbt Otto von Rauhenstein um Clara von Lilienfeld. Ihr Vater aber ist sehr dagegen, lauert den beiden Liebespaaren auf und klagt über die „andere Welt“. Als Burgherr war er ein gar weit angesehener Mann; seit er aber das Land dem Herzog gegeben, an die Stelle seiner Burg Kirche und Kloster getreten sind und er auf einem Wirtschaftshofe leben muß, sieht ihn keiner mehr an. Am meisten ärgern ihn die von der Herzogin hiehergebrachten Mädchen, denen zu dienen „ein Heer von Gecken“ jederzeit bereit ist.

„Besonders doch die Drei vom Tal
bei Baden schaffen mir große Qual.“ —

Von allen Wiener Romantikern bringt am meisten Natur-schauen und -empfinden in ihre Dichtungen — Karoline Pichler (1769—1843). Glückliche Umstände hatten sie schon als Kind in die Lage gesetzt, viel zu sehen, Eigenart, durch Erziehung und Zeitgeschmack verstärkt, ließen Gesehenes in ganz bestimmter Weise wirken. Das heranwachsende Mädchen interpretiert die Naturdinge des Hernalser Landhausgartens in schwärmerisch-empfindsamer Weise, — „geheimnisvolle Beziehungen zwischen der körperlichen und sittlichen Welt traten mir vor Augen“ — und läßt einzelne solcher Interpretationen dann als „Gleichnisse“ im Wiener Musenalmanach, 1800 als Büchlein erscheinen. — Schon als siebenjähriges Kind wird sie von den Eltern nach Mariazell mitgenommen, 1792 macht sie mit ihren Eltern ihre erste Reise ins Salzkammergut, nach ihrer Verheiratung sodann häufige Reisen mit ihrem Mann, den sein Beruf (Referat über die Versorgung Wiens mit Lebensmitteln und Holz) zu solchen verpflichtete: 1804 über Mödling und das Traisental nach Mariazell und über Mur- und Mürztal zurück; 1805 wieder über Mariazell nach Leoben; 1806 nach Linz, Kremsmünster, Scharnstein, Almsee, St. Florian; 1808 wieder nach Oberösterreich; 1812 nach Gaming, Lunz, Mariazell, Lilienfeld — und nach Lilienfeld auch noch 1815, 1816 und 1818. Zweifellos hatte sie auch öfter Gelegenheit, das Helenen- und das Piestingtal zu besuchen, von anderen schönen Gebirgsgegenden gab ihr gelegentlich Karl Streckfuß lebendige Schilderungen („Denkwürdigkeiten“ I. 265). Von zweien dieser Reisen hat sie hübsch erzählt: In Sartoris Mahlerischem Taschenbuch auf 1812 im Aufsatz „Mariazell“ und in Hormayrs Archiv (1816) in der „Reise von Kremsmünster nach Spital am Pyhrn.“ Wie die Pichler all ihr Erleben in ihren Dichtungen widerspiegelt — freilich nicht zum Gehalt verdichtet — so auch das Erlebnis der Alpennatur. Daß dabei der Drang, sich mitzuteilen, hier wie sonst sich um Voraussetzungen und Erfordernisse der jeweiligen Dichtung wenig kümmert, ist freilich naiv und macht aus dem Zeitkleid ein bloßes Kostüm — vornehmlich dann, wenn sie den Ausdruck ihrer höchstpersönlichen Empfindung einem Helden der Vorzeit in den Mund legt, weniger, wenn sie mit eigener Landschaftsschilderung der Handlung einen Rahmen gibt. — Als die Pichler im Sommer 1806 ihre große oberösterreichische Reise machte, stak sie gerade in ihrem ersten historischen Roman, im „Agathokles“, 1805/8. [Diokletianische Zeit, Nikomedien. Hauptmotiv: Sieg des geistig-sittlichen Prinzips (Konstantin, Christentum) über das ästhetisch-sinnliche (Diokletian, Galerius), nachdem zwei Opfer, Florian und Agathokles, gefallen sind.] Das große Erlebnis dieser Sommerreise in den Roman zu bringen, bot sich die Florianuslegende willig an: Agathokles geht mit seiner Frau Theophania nach dem Standlager Laureacum und Theophania hat Muße, ihrer Freundin an die Küste des Pontus von dem Eindruck zu berichten, den diese Gegenden, die sie auf kleinen Reisen mit ihrem Mann kennen lernt, auf sie machen: Eine Straße führt flußaufwärts

(wohl an der Steyer) durch dicke Wildnis, an himmelanstrebenden, kahlen, auch im Frühling noch mit Schnee bedeckten Felsen vorüber; im Schoße von Waldbergen und Felsenschroffen ein See (der Almsee?). Die Natur kühn, fessellos, düster, wild, erhaben, reich an eigentümlichen Reizen. Am See das Gefühl tiefster Einsamkeit, Gottesnähe, — überall Hoheit, Einfalt, Stille und Größe. Und zum Schluß die Symbolik der „Gleichnisse“: Nach langem, mühevollen Lauf genießt die Enns in der sonnigen Ebene kurze Zeit Frieden und Ruhe, da naht schon der Tod — in die Donau mündend verliert sie Namen und Dasein, wie es eben so manchem Menschen auch geht.

1809, in der tiefen Niedergeschlagenheit, die sich der Dichterin nach Wagram bemächtigte, wurde der Plan zu dem melancholischen Ritterroman ‚Die Grafen von Hohenberg‘ entworfen (Stoff: Niedergang des im Traisen- und Almbachtale begüterten Geschlechtes der Hohenberger im 14. Jahrh.). Die Dichterin führt uns zunächst nach Lilienfeld und Hohenberg im Traisental — eine Anmerkung bedeutet uns, daß die einleitende Beschreibung des Traisentals „die wirkliche Schilderung einer österreichischen Gegend“, also nicht Phantasiewerk ist. Der Morgen im Traisental (I/208 f) ist aus der Erinnerung an die Reise von 1804 heraufgeholt und die Dankbarkeit für die damals genossene Schönheit spricht sich noch in der überströmenden Empfindung des Ritters aus, der von einem Hügel nördlich von Lilienfeld das Land gegen St. Pölten hin betrachtet: „Seine Arme streckten sich gegen die weite Welt aus, als wollten sie sie umfassen, er betet nicht, ist sich keines klaren Gedankens bewußt, seine ganze Seele war in seinen Augen“. Das ist Empfindung von anno 1810. Vermeintliche Zeitfarbe aber kommt in die Landschaft, wenn Pilger sie durchwallen, im Sonnenglanze eine Reiter-schar in blanker Rüstung mit wehenden Helmbüscheln die Ebene heraufzieht, oder wenn der in den Kampf ziehende Ritter auf seinem Streitroß durch das hallende Tor und über die Brücke stürmt und die Burgfrau vom Söller mit ihrem Schleier ihm den Abschiedsgruß zuwinkt, oder ein anderer (I/226) seine Braut nach Kreisbach geleitet und die vom Abendlichte vergoldeten Türme von St. Pölten ihnen den Scheide-, die ebenso strahlenden Türme von Kreisbach ihnen den Willkommgruß bieten. — Durchaus Stimmungsausdruck wird dann die Landschaft von Gutenstein: Die Wanderung der beiden Witwen zur Klause (auf dem Mariahilfer Berg) und zu der aussichtsreichen Stelle, wo sich später das Frauenkloster erhob; mehr noch die Waldszene an jenem Vollmondssommerabend, da die ritterliche Gesellschaft in der Schlucht der Längapiesting dem Brausen des Wildbaches und den Klängen der Harfe lauscht, mit der Elisabeth (II/332) ihre und der empfindsamen Dichterin Resignationsarie begleitet. —

Die Eindrücke der Reise Kremsmünster—Spital am Pyrh veranlaßten 1816 die historische Novelle ‚Spital am Pyrh‘ und 1818 die Sagenerzählung ‚die goldene Schale‘ und gaben ihnen Rahmen und Farbe. ‚Ergriffen von dem Schauspiel der gewaltsam wirken-

den Natur', hatte die empfindsame Reisende bei Schloß Klaus, wohin sie über Schlierbach und Kirchdorf gekommen war, mehr noch im Spital a. P., wo sie unter dem Eindruck der Stoderlandschaft der Verfall der Klostergebäude zu wehmütigen Betrachtungen veranlaßte, den Blick in die Vorzeit gerichtet: Herzog Alba läßt auf einem Zuge gegen die Türken sein Heer donauabwärts vorrücken, er selbst schlägt, wohl aus romantischen Bedürfnissen, die Pichler'sche Route ein und führt eine glänzende Reiterschar nach Schloß Klaus, — es ist das Schloß der Ahnen eines seiner Ritter. Der reitet dann steyeraufwärts über Spital und Admont auf den Kriegsschauplatz, hat aber in den Mauern von Klaus und im Spitaler Kloster seine Schicksalswende erlebt, so zwar, daß er aus dem Türkenkriege nach Spital heimkehrt und dort sein Leben als Mönch beschließt — die Rückschau am Abende seines Lebens ist die Novelle. — Bei diesem Einordnen der Landschaft in die alte Zeit behalten nur Schloß und Kloster das Gegenwartsgesicht, über dem andern liegt der Vorweltsschleier, durch den hindurch die Konturen doch ungefähr sichtbar bleiben. — In der ‚Goldenen Schale‘, einer das Motiv der Geschwisterliebe behandelnden Sage aus der Zeit Friedrichs des Streitbaren, ist die Landschaft — Schloß Reiflingstein an der Enns, das in weite Wälder eingebettete Ennstal — lediglich Stimmungsbehelf: Die unglückliche Burgfrau — Vollmondnacht, Spiel des Abendwindes mit den auf der Enns liegenden Nebeln; das junge Liebesglück des Junkers — Frühling im Ennstale; die Zerstörung der Hoffnungen — Spätherbstabend in dem Waldlande zwischen der Ennsmühle und Schloß Reiflingstein.

Den gleichen Apparat nützt K. Pichler für ihre Balladendichtung, d. h. für ihre balladenmäßigen Gründungssagen ‚Mariazell‘ (1805), ‚Kremsmünster‘ (1809), ‚der Markgräfin Schleier‘ (1810), ‚Gaming‘ (1802). In ‚Mariazell‘, einem Stanzengedicht, schildert die Dichterin zunächst den Weg nach dem Wallfahrtsorte mit Schiller'schen Schwunge, hüllt aber auch die ihr von der eben gemachten Reise her deutlich vorschwebenden Bilder in das Kleid klassisch-typischer Unbestimmtheit: Wälder — Klüfte — Schattental — Berges Stirne — Dämmerlicht der Felsenschluchte — besonnte Höhen — Weg längs der Felsenmassen am schaumbedeckten Uter eines Gießbaches — Eisenhämmer — Pfad in langen Krümmen auf den Gipfel (der Kundige errät den Weg aus dem Traisental über Türnitz auf den Annaberg) — dann noch weitere Berge —, endlich das ersehnte Ziel zwischen der Schattennacht der Täler und den im Abendgolde prangenden Berghöhen. In der anschließenden Gründungssage legt sich über diese Gegend noch das Dunkel der Vorwelt: wilde Gründe — Nacht der Felsen — bald sinkt der Weg, bald steigt er himmelan — in einem Tal eine Felsenzelle. Ebenso wird in ‚Kremsmünster‘ die heutige Landschaft — friedenvolles Tal, der liebliche Ort mit dem Stift im Abendglanze, in der Ferne die kühnen Massen der Gebirgswelt — dem undurchdringlichen grauenvollen Wald in der Agilolfingerzeit gegenübergestellt, während sich

in der Gründungssage von Klosterneuburg, ‚der Markgräfin Schleier‘, in dem Panorama vom Leopoldsberge Gegenwarts- und Babenbergerlandschaft mit dem bekannten Bild von 1493 lieblich mischen: Abendglanz auf dem gesegneten, von einem heitren Volke bewohnten Land — Strom, von Auen umsäumt — darüber hingleitende, durch der Brücke Bogen schwebende Schiffe — in den Fluten sich spiegelnd die hochgetürmte, mauerumgürtete Hauptstadt — Rebhügel — Waldgebirge mit Buchen und auf seiner letzten Spitze, wo der Strom im Halbkreise herunfließt, die Fürstenburg — — „an des Fensters hohem Bogen Stehet Markgraf Leopold — — —“ und in ‚Gaming‘ die Gegenwartslandschaft durch den einsamen Pilger und die tief ins Tal hängenden Nebel ein altes Gesicht bekommt.

1823 will sich die Pichler wieder im historischen Roman, in dem mittlerweile durch Scott berühmt gewordenen Fache, versuchen. Naturgetreue, lebendige Schilderung des Schauplatzes, Beschreibung der Lokalitäten soll ‚der größte Reiz der Dichtung werden‘. Im ganzen ändert sich nicht viel. — Die Summe der mit der Vorstellung 1683 gemeinlich zusammengefaßten Geschehnisse bildet in dem Roman ‚Die Belagerung Wiens‘ (1823/24) den Hintergrund einer Familiengeschichte, deren Motive und Hauptgestalten wieder aus dem eigenen Erleben und der nächsten Umwelt genommen werden. — Diese Familiengeschichte spielt größtenteils auf Schloß Klamm bei Schottwien, wohin die Dichterin den Leser auf der alten Triester Straße führt, freilich nicht, ohne auch auf Gloggnitz, Maria Schutz und den Semmering hingewiesen zu haben. — In dem Roman wird — ’s war Mode just, nämlich um 1820 — viel gereist. Einmal (I/48 ff) reisen die Damen von Preßburg über die Donau nach Südungarn. Über die Ebene weiß die Dichterin nicht viel zu sagen, also gibt sie ihr durch die Staffage, durch Häuser, Felder und Leute das typisch ungarische Gepräge. Eine andere Reise (I/167 ff) geht von Klamm nach Wien — an der Eisenhämmerstraße hinaus nach Gloggnitz, nach Neunkirchen, an den fernen Schlössern Sebenstein und Pütten vorbei nach Wiener-Neustadt, im Westen tauchen bald nach dem Schneeberg und der Hohen Wand die Badener und Mödlinger Burgruinen auf, im Vorblick der Kahlen- und Leopoldsberg und endlich entfaltet sich von der Höhe des Wiener Berges das Canaletto-bild Wien, zeitlose Landschaft, ohne Belebung, nur Silhouetten. — Eine andere Reisegesellschaft gleitet auf einsamem Nachen von St. Gilgen her über den Wolfgangsee am Falkenstein vorüber auf das Gebirgsdorf St. Wolfgang zu. Dorthin ist Kaiser Leopold vor den Türken geflohen — was die Pichler in einer Anmerkung rechtfertigt: der Kaiser sei wohl nur bis Linz gekommen, aber ‚um der Schönheit der Umgebungen dieses Sees willen‘ habe sie ihn nach St. Wolfgang gebracht —; ihre schon seit 1792 gehegte Salzkammergutbegeisterung lenkt die Phantasie und schreibt der Erzählung und dem Kaiser den Weg vor. Der düstere See und die ernsten Formen der himmelhohen Felsmassen entsprechen der Stimmung der heimkehrenden Ludmila Zriny, in der während des letzten Nachtgewitters

vom Blitze getroffenen Eiche sieht diese das Bild ihres zu Boden geschmetterten Mannes. — In den beiden folgenden historischen Romanen ‚Die Schweden in Prag‘ (1826) und ‚Die Wiedereroberung von Ofen‘ (1827/28), jener durch den Aufenthalt bei ihrer in Prag verheirateten Tochter, dieser durch den Besuch bei der Gräfin Zay im Waagtale und eine darauf folgende Wagenreise nach Ofen mitbestimmt, beschränkt sich die Scottnachahmung auf die genaueste Schilderung von Trachten, Festen und Palästen; an die Stelle der Landschaftsschilderung, zu der der innere Antrieb hier fehlt, tritt historische Trachtenkunde. Dafür bekommen in dem Ritterroman ‚Friedrich der Streitbare‘ (1831) die gewohnten lieben niederösterr. Landschaftsbilder wieder Stimmung und Farbe der Ritterzeit. Da reitet in einer Sommermondnacht ein Frangepani von Wiener-Neustadt her nach Rauhenstein, im Morgenlichte des nächsten Tages nach Rauhenneck. Die Pichler bemüht sich, Jetzt und Einst gegenüberzustellen, Zeitlandschaft zu geben. Sie läßt Baden zu einem kleinen Orte von wenigen Häusern einschrumpfen, desgleichen die Straßen zu Pfaden, dafür vertieft und verdüstert sie die Schluchten, ergänzt die Ruinen zu festen Schlössern, die stille Schwechat zu einem schäumenden Wildbache, hält jedoch den Reiter von jeder Empfindsamkeit fern — Rauhenneck, Rauhenstein und Scharfenstein sowie die ganze nach Heiligenkreuz hinauf sich windende Schlucht haben für ihn nur strategischen Wert — und nur der Gedanke an seine künftige Braut läßt ihn eine Spur des von der Dichterin über die Landschaft freigebig ausgegossenen Zaubers empfinden. Tief aber empfindet die Schönheit derselben Gegend an einem Frühlingsnachmittage der Ritter Heinrich von Offerdingen auf einem Ritt von Rauhenneck nach Heiligenkreuz, Offerdingen, das Schoßkind der Romantik. Wo er sich zeigt, ob als Pilger oder als Ritter, gibt es Liebesgram und andere unerfüllte Sehnsüchte, gibt es Mondlicht und Sternenschein, im Schein der sinkenden Sonne strahlende Stiftstürme, summende Abendglocken und — lyrische Einlagen. Für alles das eignet sich das frühlinggrüne Tal des Sattelbaches vorzüglich, ebenso das im Schoße der schweigenden Wälder ruhende Heiligenkreuz, wenn etwa in dessen Mauern im Kerzenschein des Mönchsgeleites und bei feierlichem Glockenklange Margarete einzieht, die Königswitwe aus San Felice.

Die Elemente von Reiseeindrücken setzen sich auch in Romanen und Erzählungen aus der Gegenwart in mannigfacher Veränderung und Mischung zu neuen Landschaftsbildern, meist freilich von bereits typisch gewordener Prägung, zusammen, die den Rahmen für Teile der jeweiligen Handlung bilden. Ob es nun gilt, jemanden in weltferner Einsamkeit, die aber nutzbringender Tätigkeit nicht entbehrt, vom Weltgift genesen zu lassen, oder ob die Schönheit der Behausung alten Adelsinnes und angestammter Würde — Werte, die nun den beiden „Haupttrieben unseres Zeitalters“, der Industrie und Ökonomie, den Platz räumen müssen — noch einmal gezeigt werden soll, oder ob lediglich die Freude an der in alten Siedlungsformen so

gern sich ansiedelnden Idylle die Bilder schafft, immer sehen uns heimatliche Landschaften in der Gemäldereihe entgegen. — Schon in einem ihrer ersten Werke, in dem Roman „Leonore“ (1803) haust das Glück im Winkel in einem Eisenhämmerdale, an dessen Ende der Alpensee liegt. Die Reise dorthin bedeutet für die Heldin des Romanes die Genesung vom Gesellschaftsleben der Großstadt. Zuerst graue Regentage; dann, schon tief im Gebirge, heitert sich der Himmel aus: Felsenmassen, stürzende Ströme, klappernde Mühlen, Fichtenwälder auf den Scheiteln grauer Berge, blühende Talgründe, ringsum von furchtbaren Klippen umstarrt; dann plötzlich weites Tal mit grünem See, am andern Ufer der Marktflecken mit der Kirche (natürlich Abendglockenläuten), Hirtenflöte auf einsamer Alpe, das Wohnhaus des Hammerherrn auf dem Hügel — — hier ist in Arbeit und edelstem Naturgenuß das Leben noch des Lebens wert. — Zu derselben Erkenntnis kommt, freilich zu spät, die Welt dame Cäcilie in der Novelle „Alt u. neuer Sinn“ (1810), als sie für die Sommer- und Winterschönheit des Gebirgstales, in dem das Stammschloß ihres so lange verkannten Gatten steht, endlich Augen bekommt. Zum arbeitsfrohen Schaffen und Genießen des alpinen Kleinindustriellen, des Hammerherrn, führt auf langem Leidenswege die Dichterin endlich auch den von ihr mit besonderer Liebe behandelten Husarenoffizier (in der gleichnamigen Novelle von 1816), dessen Geschichte sich ein Feriengast zum Teile von Dorfleuten erzählen läßt, . . . die Novelle, ist ein Vorläufer der später so wichtig werdenden Reise- und Wanderernovellen. — Aus der romantischen Naturbilderreihe der Novelle „Die Geschwister“ (1812) wäre namentlich das letzte zu nennen, das Waldtal, in dessen Schoß ein schönes, altertümliches Städtchen liegt — hinter dem schimmert das prächtige Stift mit seinen blendenden Zinnen und Glockentürmen im Abendglanze von einem Hügel herab; gegenüber Kornfelder und duftende Wiesen; das Städtchen wehrhaft befestigt — gotische Tore, Schießscharten, Zugbrücke; an den Häusern Schildereien und Sprüche, die Bewohner in friedsamere Abendruhe vor der Haustüre oder auf der dämmernden Straße oder an dem Marktbrunnen mit der Heiligenstatue. An ihnen vorbei kommen die Reisenden über eine hochgewölbte Brücke durch das hallende Tor in den Hof, den auf allen Seiten das altertümliche, aber in großen Verhältnissen gebaute Stift umgibt, . . . Romantik, überall Romantik, Zeiten und Orte wundersam verwechselnd!

So tief von romantischer Dichtung die Landschaft empfunden wird, so wenig genau wird sie gesehen. Entweder dient ein erster Eindruck, ehe er noch durch schärferes Zusehen verdeutlicht wurde, als Stimmungserreger, oder Gefühlsüberschwang macht sich in Übertreibungen Luft, die — in den ersten alpinen Reiseschilderungen ist es ja ebenso — einem heutigen Leser nur verraten, wie wenig man mit dem, was auf die trunkenen Sinne einstürmte, fertig werden konnte. Wie sollte der gemütvollere Ladislaus Pyrker von seiner in den 24 Jahren (1794—1818) seines Lilienfelder Aufenthaltes aufge-

speicherten Alpenbegeisterung Kunde geben? Die „Lieder der Sehnsucht nach den Alpen“ (1846 bei Cotta erschienen, aber größtenteils aus einer früheren Lebensperiode des Verfassers stammend) verraten Gefühl, aber keine Anschauung, am wenigsten von der Gegend, in der er lebte: Gletscherkuppen und -kare, türmende Wände, Felsenplatten, schwindelnde Wege, Waldströme — — Wörter, nicht Dinge, die des Dichters Empfinden an uns weiterzugeben vermöchten; lauter „Phantasiegemälde“, obwohl nur das Gedicht „Der Alpensee im Mondlichte“ diesen Untertitel trägt. Auch der einzige Eigenname des Buches, er steht in einem Titel, „Lilienfeld unter den Alpen“, bleibt ein bloßes Wort. Wie Pyrker wirklich empfand und wie sein Empfinden sein Schauen beflügelte, einen bestimmten Gesichtskreis unendlich erweiterte, das sagt uns der Held seines Heldengedichtes „Rudolph von Habsburg“ (1825).

Im zweiten Gesange dieses Epos zieht Rudolf (im Abendlichte) mit 200 Reitern von Wien aus seinem Sohne Albrecht, der mit einem großen Heere von Mariazell her anrückt, entgegen. Sie reiten zum Kärntnertore hinaus, kommen über die Spinnerin am Kreuz nach Mödling, über Nacht an der ragenden Feste Mödling vorüber nach Heiligenkreuz und weiter nach Kaumberg und machen am nächsten Vormittag im Gölsentale kurze Rast. Bald sehen sie dann „freudigen Blickes“ die bläulichen Alphöhen, vor allem den Kulm des „kegelgestalteten Spitzbrand“ (südlich von Lilienfeld) und kommen, immer dem silbern flutenden Waldstrom der Traisen entgegen, abends nach Lilienfeld. Sie übernachteten aber nicht im Kloster, sondern auf dem Kulm (heute Kolm, 956 Meter, südlich von Lilienfeld), wohin die Reiter auf breitem Saumpfad, Rudolf, des Weges ebenso kundig wie Pyrker, über den Wasserfall und eine vorspringende Felsenkanzel gelangen. — Am nächsten Morgen tut sich vor den Augen der Männer die unermessliche Aussicht auf . . . „und sie bebten zurück vor freudigem Schreck und Erstaunen“: über Lilienfeld und das Traisental mit seinen Eisenhämmern und das umgebende Gebirge mit seinen waldumsäumten Gehöften auf das mit schimmernden Städten, Dörfern, Klöstern und hochragenden Burgen tausendfältig besäte Land. Rudolf deutet die Aussicht: Er zeigt Sankt Pölten, Herzogenburg, Göttweih und Molk, Krems, Und, Stein, „an dem Strand der weithin rollenden Donau“, über die der Blick hinüberdringt bis zu dem bläulichen Kranz der Karpathen und bis zu den Marken Mährens. Gegen Westen zeigt er den Traunstein am Gmundner See, die Dillisburg, „die im ruhigen Talgrund birgt Sankt Florians Stift, das Haus ruhmwürdiger Chorherrn“, den gewaltigen Briel und das schneeige Haupt des Ötschers, gegen Osten den glänzenden Schneeberg — den Blick auf Wien und das Marchfeld aber hindert der Kahlenberg — es wird kein Widerspruch gegen solches Sehvermögen laut, die tapferen Ritter hören mit großer Andacht zu und glauben offenbar alles. Im Stift erwarten sie sodann Albrecht, der mit seinen Scharen von Zell her kommt. Der war, Kriegsvolk werbend, von der Schweiz nach Schwaben gezogen, bei

Ulm zur Donau gestoßen, auf ihr herab nach Enns gefahren und von dort — denselben Alpendrang in der Brust, wie Herzog Alba in der Pichlerschen Novelle ‚Spital am Pyhrn‘ — über Steyr ennsaufwärts, unwegsame Schluchten durchirrend, nach Mariazell gekommen, um dort sich und sein Heer von Sünde und Schuld zu reinigen. Auf dem Wege von Zeli nach Lilienfeld verfolgte er in den Ötschergräben eine Gemse und entdeckte bei der Gelegenheit den Lassingfall (Anmerkung: Der Verfasser des gegenwärtigen Gedichtes hat ihn 1815 zugänglich und dadurch bekannt gemacht), dessen Bewegungs-, Ton- und Farbenwundern der Dichter an die 30 Hexameter widmet. —

Anders gestaltet sich der Ausdruck der freilich noch immer romantischen Landschaftsempfindung in der Lyrik der österreichischen Biedermeierzeit. Er ist, hier wenigstens, sachlicher, verzichtet auf das Dämmerlicht der Vorzeit und auf romantische Übertreibung. Was sonst an Alpenanschauung und -empfindung und natürlich auch an Ausdruck von dem vorangehenden Jahrzehnt übernommen ward, besser gesagt, was als Bereicherung des Naturempfindens Gemeingut geworden und in typischen Formeln und Wendungen gebrauchsfertig vorliegt, wird weiter gepflegt und benützt — namentlich die ewige Landschaftssymbolik — und nur hie und da weiter geführt. Individueller Ausdruck, Persönlichkeitsausdruck, das ist selten — es soll ja im Rahmen dieses Aufsatzes nur von mittleren Talenten die Rede sein. Umso dankbarer nimmt man es auf, wenn Wirklichkeits-sinn sich zu regen beginnt und der zum Alpenbild drängenden oder von ihm herkommenden Empfindung den Schein der Wahrheit gibt. — Auch hier ist wieder zu scheiden zwischen benannter Örtlichkeit und Phantasielandschaft, deren Einzelelemente freilich immer im Bereich des Tatsächlichen liegen. — Im ganzen ist in den hier in Betracht kommenden Lyrikbänden oder -bändchen die Zahl der für unser Thema wichtigen Gedichte nicht groß. —

Recht karg damit ist beispielsweise Matthias Schleifer (1771—1842). Ein gebürtiger Niederösterreicher (aus der Gegend von Laa) war er 1814 nach Oberösterreich gekommen, wo er dann bis zu seinem Tode als Verwaltungsbeamter (1814 in Sirning, 1826 in Spital a. P., 1829 in Orth bei Gmunden usw.) tätig blieb. — Noch im dritten Jahre seines oberösterreichischen Aufenthaltes fühlt er sich in dem neuen Lande als ein Fremdling. Die wilde Natur von Oberösterreich („diese wilden Felsenspalten, diese riesigen Gestalten —“) bedrückt ihn, der Mond scheint anders, der Nord stürmt anders als „im Vaterlande“ —

andere Frühlingslüfte kosen,
anders krümmt sich hier der Bach“

— er sehnt sich nach Niederösterreichs Eichen, Auen, Nachtigallen und Rebenhügeln zurück („Sehnsucht nach Unterösterreich“, 1816). — Zehn Jahre später erst findet er („Spital am Pyhrn“, 1826) diese Natur, „angetan mit furchtbarem

Grausen“, schön, die erhabene Spitaler Landschaft, die nur „der Gewitter Majestät und Sturmespracht“ würdig schmücken, in welcher Waldströme, in Silberschaum zerstäubend, brausen, die Sensenhämmer klingen und der Gottesfriede in der am Felsenhange hingelehnten Abtei wohnt; so empfindet er die Schönheit des von einem Felsenwall umzogenen Gleinkersees und die Schauerkühle der Pießling-Ursprung-Grotte. — Doch bleibt sein Heimweh wach („Die Heimat“, 1836), freilich mehr nach der Jugend als nach dem Jugendlande, und der lange Aufenthalt am Traunsee hat ihn zu landschaftlich bestimmten lyrischen Ergüssen — man zähle denn Gelegenheitsgedichte wie das gelegentlich der Ankunft des ersten Dampfbootes in Gmunden, 1839, geschmiedete „An den Traunstein“ hieher — ebenso wenig angeregt wie etwa den ungleich begabteren „Landschaftsmaler unter den Poeten“, seinen Freund Salis-Seewis, der Aufenthalt bei ihm auf Schloß Wallsee (1809).¹ —

Ebenso niederösterreichtreu war Franz von Schober, mehr als Freund Schuberts gekannt und genannt, denn als Dichter. Als Sohn einer Österreicherin 1798 in Schweden geboren, war er nach sieben Kremsmünsterer Schuljahren 1815 nach Wien gekommen und hier bis etwa 1840 geblieben, um welche Zeit er dann nach Deutschland ging. Aber auch in seinem späteren „Vaterlande“ blieb er der „Heimat“ treu, denn der Abgesang des Sonetts „An die Heimat“ (Gedichte, 1842) kann wohl nur auf Niederösterreich bezogen werden:

In der Erinnerung Träume buntem Reigen,
Sah blaue Berge ich gen Himmel steigen,
Sah sich ein Stromtal üppig abwärts neigen,
Sah eine Stadt am lieben Blumenstrand
Und fühlte mich, wenn dann das Bild entschwand
Im Vaterland selbst fremd und unbekannt.“

Die heimische Alpenlandschaft gehört zu den Voraussetzungen seiner Lyrik. Er besingt sie nicht, er drückt sein Sinnen und Fühlen mit ihren Bildern aus. Hält er Seeleneinkehr, dann fährt er im Boot den Alpensee hinaus („Seefahrt“), wenn auf den Bergen ringsum das Abendrot liegt und aus dem nahen Föhrental die Abendglocken klingen. Trotzige Unnahbarkeit („Kalte Größe“) erscheint ihm im Bilde eines mit Eis und Schnee bedeckten Felsens, der sich wohl auch einmal dem Frühling wird ergeben müssen. Den Zauber der Morgenstimmung („Ein Morgen“) empfindet er im Nebeltal mit den rings glühenden Bergen und in seinem heute noch allenthalben gesungenen Liede — an des Dichters Namen denkt dabei kein Sänger mehr — „Jägers Liebeslied“ schießt der rauhe Jäger

...den Hirsch im dunklen Forst,
im stillen Tal das Reh,
den Adler in dem Klippenhorst,
die Ente auf dem See“. —

Dem über Waldesschauern einsam aufragenden Ritterschloß, das Alpenlieder und Herdenglocken umklingen, ruft er die Mahnung zu,

¹ Vgl. Badstübers Vorwort zu seiner Ausgabe.

den alten Geist, „verstockt, vergreist“ endlich zu verabschieden und es mit den Brüdern im Tale zu halten („Die Burg“); die Jugend („Wanderstufen“) erscheint ihm als bachdurchraushtes Blumental, die Sturm- und Drangzeit als Alpenlandschaft mit Felsenwänden, Nadelwäldern, Wasserfällen, Genssen und Gewitterwolken — und endlich im Alter, wenn er, dem Wanderdrang des Herzens zu genügen, zu den Gletschern vorgedrungen ist, des Abends Glut in vollen Zügen trinkt und „des Himmels ganze Klarheit errungen hat“, sehnt er sich wieder nach dem Blumental der Jugend zurück. . . die Anschauung des Lebens ist eine wesentliche andere, als sie Goethe in „Mahomets Gesang“ uns kündigt. Eben dieser Goethe aber steht unserem Schober, dem endlich auch Dichter und Dichtkunst in heimischen Alpenbildern erscheinen, als „ein Urgebirge“ vor den Augen . . .

und zwischen deines Gipfels eisigen Kronen
 . . . das heilige Haupt in Himmelsregionen —
 kann man der Alpen Wunderrosen pflücken —,

Schiller als schöner Alpensee,

in dessen hellen spiegelglatten Wogen
 der Himmel und die Sterne ruhen —,

und Rückert als ein Wasserfall,

Schaum bei grauem Himmel,
 Silberschaum bei Sonnenglanz

(„Schattenrisse“). Denn wer („Vom Gebirge“) Apollo finden will, suche ihn „auf des Berges blauem Gipfel, wo der Blick auf die Welt frei ist, wo aus dem Urgestein die reineren Quellen entspringen und der Blumen Schmelz schöner und duftiger quillt“ — schöne Gedanken, schöne Symbolik, wären nur Anschauung und Ausdruck persönlicher. —

In den Gedichten des jungen Ernst Freiherrn von Feuchtersleben (1806—49), und zwar in der Sammlung „Trieb“ (vor 1826) finden sich vier kleine, treffliche Jambengedichte: „Mariazell“, „Lassingfall“, „Hölltal“, „Pernitz“. Die Überschrift nennt die Anregung und leiht dem Ortskundigen ein Erinnerungsbild, das Gedicht gibt — ohne Kontur und Farbe der Landschaft — einen Eindruck oder auch nur einen Einfall oder eine Deutung, aber knapp, verdichtet, Schlußpunkt eines Erlebnisses. Mariazell: wie ganz anders ist dem „rauen Pilger“ das Wandern ein Erlebnis als dem Wagenreisenden! — Lassingfall: oben das große, tatenreiche Leben, unten edler, ruhevoller Friede; Hölltal: die Welt des Schweigens; Pernitz — dieses feine Nachtbildchen sollte bekannter sein:

„Mich nimmt die hold beschränkte Kammer auf,
 Mit Väterhausrat ländlich ausgeschmückt,
 Das Rad der Spinnenden schnurrt Schlummermärchen.
 Der Bauern spät Geplauder brummt herüber.
 Erquickungsschlaf deckt den Ermüdeten,
 Bis schon ein Strahl durchs kleine Fenster grüßt.
 Nun richt' ich mich aus Federn blinzeln auf,
 Das Aug' zur Öffnung wendend, Welch ein Morgen!

Ein heilig Dunkel deckt der Alpen Schoß
Und ihre Häupter röten goldne Wälder. —

Spätere Zyklen („Im Hochgebirge“, „Vom Gebirge“) rücken die wahrnehmbaren Umriss der Landschaft in die Ferne, die gedankenreiche ‚Gebirgsreise‘ (In den ‚Lebensblättern‘: 3 Tage aus dem Leben eines Einsamen) scheint in eine Phantasielandschaft, die sich um den Lassingfall gruppiert, unternommen zu werden und die Bilderfolge der oberösterreichischen Gegenden von Linz bis ins Salzkammergut wird nicht an Ort und Stelle aufgenommen, sondern ist Erinnerung eines auf der Donau von Linz nach Wien Reisenden (‚Abschiedsgruß an Oberösterreich‘ 1843). Einmal aber (‚Am Fuße des Schneebergs‘ 1842), als er dem Schneeberg zuredet, er möge sich das Eisenbahngelärme an seinem Fuße nicht verdrießen lassen, gelingt ihm, mit wenigen Strichen ein auch heute als richtig empfundenes Landschaftsbild zu zeichnen:

„Seid begrüßt, ihr treuen Freunde,
die ich allzulang vermißt,
wolkenfrohe Felsgemeinde,
sei mir wiederum begrüßt!
Du auch, Alter, Faltenvoller,
mit dem schneebedeckten Haupt...“

Vergebens sucht man solche Bildwirkung in der Idyllenfolge ‚Erinnerungen an den Schneeberg. In 40 Reisebildern‘ (1871) des Ludwig Halirsch (1802—1832). Einfaches Biedermeiernaturgefühl spricht sich in den 40 Stimmungsbildern aus, den Ergebnissen einer Reise von Wien über Reichenau auf den Schneeberg und über Buchberg nach Wien zurück; nirgends ein Versuch, die Frontalansicht von Buchberg oder das Gebirgsbild vom Rücken des Berges aus festzuhalten — ein typisches Beispiel dafür, daß nicht das Schauen, sondern das durch das Schauen bewirkte Empfinden festzuhalten, den Autor beschäftigt.

Einen viel feineren Pinsel führt der Oberöreicher Otto Prechtler (1813—81) (Gedichte, gewidmet Ernst Frhrn. von Feuchtersleben, Wien, 1844). Gehört auch sein Poetendank mehr dem Meer — vgl. seine Seebilder zu Beethoven'schen Symphonien- und Sonatensätzen — und Italien, so entnahm er doch auch heimischer Landschaft manches zarte, wirklich gesehene, von ernster Stimmung behauchte Bild, an dessen Farbe und Umriß Licht und Feuchtigkeit ihren Anteil haben. — Er sieht Wiese und Anger unter dem Regenbogen, Au und Wald im Morgenhauche, Burgruinen in ungewissem Lichte, nebelumhüllte Berge, Wald und Heide am Spätherbstabend, das Land in tiefem Weihnachtsschnee, in die Nacht hinausleuchtende Fenster — Landschaft ohne Namen, aber von sicherem Heimatsgefühl erschaut. Wie wahr, wenn er nach Sonnenuntergang ‚den fernen Alpenfrieden in tiefer Bläue‘ und bei klarem Mondlicht, das aus wolkenlosem Raum strahlt, der ‚Alpen dunklen Saum in scharfen Kanten‘ sich vom Hintergrunde abheben sieht oder uns zeigt, wie am hohen Mittag die Berge, sonnentrunken, ihre Riesenarme weit hinauslegen, aus dem dunklen Felsgeklüfte ein Aar

in die Lüfte stürzt und unten der sonnenhelle See sich in die Klippen schmiegt. — Das ist — es bedarf keines Namens — die Traunseelandschaft, etwa vom Sonnstein oder vom Feuerkogel gesehen. Dieselbe Landschaft, von Gmunden aus gesehen, schildern die Einleitungsstrophen zu dem kleinen Sagenepos ‚das Kloster am Traunsee‘, konzentrierter noch die ‚Fahrt auf dem Traunsee‘:

„Selber küßt die Welle leise ihre Zwingherrn: Felsenmassen,
Die in furchtbar ernstem Kreise, ewig kalt den See umfassen.“

Und so hat er auch, wie Mayerhofer, den charakteristischen Eindruck des Erlafsees —, „wie liegst du so still und ruhig, dem schlummernden Säugling gleich“ — festgehalten.

Johann Mayerhofers (geb. 1787 in Steyr, kommt nach den in Linz und St. Florian zugebrachten Studienjahren um 1810 nach Wien) ganze Lyrik lebt, nicht was ihren Gehalt, sondern was ihre Gestalt angeht, in und von der österr. Alpenlandschaft mit Feld, Wald, See, Klippen, Tal usw. Empfindsamkeit, Resignation, Schwermut, Weltflucht, Weisheit, alles empfängt von vertrauter Gegend den gemäßen Ausdruck. Den lobend-beschreibenden Ton schlägt er gar nie an, denn alle Beschreibung empfindet er als unkünstlerisch; und die nicht eben häufigen Ortsnamen im Titel bewirken nur, daß die an sich nicht näher bestimmte Situation und Landschaft auf eine bestimmte Wirklichkeit bezogen werden kann. Die Landschaft wirkt mehr als Ganzes denn mit Einzelheiten, ist mehr gefühlt als gesehen und bestätigt mehr vorhandene Gefühle, als daß sie neue weckte. So bringt ihn die Tillisburg (bei Enns), nachdem er die Aussicht von ihr in vier Zeilen rasch zusammengefaßt, in weit ausschwingende Melancholie, die sich bis zu dem schicksalschweren Verspaar verdichtet:

Mir ist, als müßt ich von dem Felsen springen
in Stromesflut — dann wär's vorbei. —

In Baumgartenberg (einem ehemaligen Kloster, nördlich von Wallsee, dessen Örtlichkeit Mayerhofer in einem von Feuchtersleben mitgeteilten Briefe sehr anschaulich schildert) empfand er Ruhe und Behagen — das Melancholische liegt eben in diesem praeteritum der Darstellung, der Schilderung des Weges dorthin von der Donau her und in der abschließenden Frage: Wann werde ich so reines Glück wieder genießen? — In dem Gedichte ‚Leopoldsberg‘ ist die vier Strophen umfassende, an sich unbestimmte, nur durch den Titel auf die Wirklichkeit beziehbare Landschaftsdarstellung nur die Begründung der eine Reihe von trüben Strophen abschließenden Endverse:

Ewiger, du milderst jede Klage
Durch die Schönheit deiner Welt!“

Wunderschön ist der Ausdruck gefühlter heroischer Landschaft und des zu ihr im Widerspruche stehenden eigenen Grundgefühls der nach Ruhe verlangenden Schwermut in dem in (oder in der Erinnerung an) Waldhausen (ehemal. Kloster, unweit von Baumgartenberg) entstandenen Gedichte „Abend“, weniger gelungen die Paral-

iele zwischen Empfindung und Örtlichkeit in den Strophen „Am Fuße des Traunsteins“, hübsch das Landschaftsbild von der Ruine Aggstein, das — ein feiner Rahmen um das Bild — von den Einheimischen (Hirte, Jäger, Müller) nicht gesehen wird, Empfindsame aber zu sinnigen Betrachtungen anregt.

Aggstein und Traunstein sind auch so ziemlich die einzigen Punkte Österreichs, denen J. N. Vogl („Lyrische Blätter“ 1836, „Balladen, Romanzen, Sagen und Legenden“ 1851) einen Augenblick Betrachtung schenkt, sonst genügt ihm für die Vorstellung der jeweiligen Sagen- oder Balladenlandschaft der bloße Ortsname im Titel. —

Von der innerösterreichischen, vornehmlich der steirischen Landschaft weiß zu der in Rede stehenden Zeit die Wiener Lyrik und die steirische Heimatdichtung noch nicht viel zu sagen — es sei denn herkömmliches Lob in herkömmlicher Phrase. — Josef von Hammer und einige Seitengänger wurden schon erwähnt. Aus der Fülle der andern¹ seien hier aufs Geratewohl zwei ausgewählt, Vinzenz Zusner (1803—74) und Gottfried Leitner (1800—1890). — Bei Zusner findet sich kein irgendwie bestimmtes Landschaftsbild, überall nur die typische Überall- und -nirgend-Idylle. Er erinnert sich („Auf der Reise“) einer Maienreise durch ein Tal — Blumengarten, Häuschen am Lindenbaum, Wasserfall im Wäldchen, kirchengekrönter Hügel —, nennt ein Tal, wo „umrauscht vom Wasserfall die Buchengruppen stehen“, seinen Lieblingsort („Mein Tal“), hat Sehnsucht nach den „blauen Bergen dort drüben“ und läßt in seinen zwölf ‚Reisebildern‘ sein Auge nur einmal an einem Bildchen hängen...

„Am Hügelrande, halb versteckt,
von dichten Bäumen überdeckt,
da steht ein Häuschen nett und klein,
umstrahlt vom Abendsonnenschein.“

Auch Leitner hat, trotzdem er seine Knabenjahre auf Schloß Rothenfels in Obersteier verlebte, zur Natur des steirischen Oberlandes nicht jenes Verhältnis gefunden, das ihm zum Ausdruck von wirklich Geschautem genötigt hätte — wenigstens nicht in den Gedichten der hier in Betracht kommenden Sammlung von 1825. — Schon in dem empfindsamen Vorwort (Göß in der oberen Steyermark, im Hornung 1825) ersetzen Klischees die Anschauung — — „So wandere denn hinaus, kleines Buch! Und wo am waldigen Felsenufer eines blauen Bergsees, unter den Weiden eines leisen Talbaches oder am grünen Wiesensaum eines abendrothen Glätschers einsam ein sinnender Freund der Natur weilt, da geselle dich zu ihm“. — — Wie tief der junge Leitner, dem doch vieles und 1824 eine so treffliche Ballade wie „Der Mesner“ glückte, in allem

¹ Vgl. A. Schlossar, Hundert Jahre deutscher Dichtung in Steiermark, 1785—1885. Wien 1898 — ein Buch, aus dem wohl kaum ein Urteil ungeprüft übernommen werden kann, am wenigsten eines, das sich auf die Landschaftsdarstellung in der Dichtung bezieht.

Landschaftlichen in der Phrase steckte, zeigt gleich die erste Strophe seines ersten Gedichtes „Das Kind an der See“ (1818)

— — „Es stehet ein Kind in der Dämmerung Grauen
Gar einsam am Rand' auf des Felsen Jäh',
Es schauet hinauf nach dem hellen Blauen,
Es schauet hinab in die stille See.“ —

Phrasen sind die die Landesfarben der Steiermark deutenden Strophen ‚Weiß und Grün‘, ist der Ausdruck des ‚Dranges in die Ferne‘ —

„Vaterlands Felsental,
Wird mir zu eng, zu schmal“ —

und ist so ziemlich alles, was bis 1821 der „Steyerische Alpenjüngling“ zum Preise der Heimat zu sagen vermochte. Erst 1822 wird des Dichters Auge klarer, deutet hie und da in einem Zuge wahre Landschaft sich an („Die Köhlertochter“, „Das grüne Tal“, „Die Alpenhütte“) und tatsächliche Heimatanschauung ringt erfolgreich mit Umlandnachahmung in dem Bekenntnisgedichte „Wolke und Quelle“:

„Es drängt' mich fort in die Fremde,
Zur Ferne ein wilder Trieb,
Doch jetzt erscheinen mir Heimat
Und Nähe gar heilig und lieb.
Nun sehn' ich mich nimmer ins Weite,
Hinaus in das nebelnde Blau,
Nun spä'h' ich mit stillem Verlangen
Hinab in die schmale Au.“

Dazwischen kommt in den Lustgartendistichen ‚Der Rosenhain bey Grätz‘ alte, Symbole suchende Parkdichtung zu Wort, können sich die ‚Drei Lieder vom Reisen‘ ohne Landschaft behelfen; eine Strophe aber, wie die erste des ‚Abendganges‘ (1824), zeigt zweifellos das Vermögen, Friedens- und Feierstimmung aus heimischer Umwelt zu holen:

„Über die Alpen, wie ein Friedensengel
Schwebte lächelnd und still der hohe Vollmond,
Auf des Dorfes Gräber in heiliger Ruhe
Lilien streuend.“

Den Frieden aber, der über den weiten Wäldern von Rosegers engster Heimat liegt und vor mehr denn hundert Jahren noch ruhevoller gelegen sein mag, den hat kein Steirer entdeckt, auch nicht, ein halbes Jahrhundert später, Kürnberger, wie man aus seinem Birkfelder Briefe von 1865 glauben mochte, sondern ein heller Sachse, der Hildesheimer August Freiherr v. Steigentesch (1772—1826). In den heute noch ansprechenden Strophen „Pirkfeld in Steyermark“ (Gedichte, Leipzig, 1819) rühmt er diese Zuflucht für die Weltmüden, diesen stillsten aller stillen Winkel und die Charakteristika des Ortes: rauschender Waldbach mit felsigen Ufern, an ihm Eisenhämmer, dann ansteigend ein Hügel, umkränzt von Hütten, oben Weidentriften, um sie herum „die rauschenden goldenen Wellen“ der Kornfelder und, alles einschließend, der grüne unend-

liche Wald — sie fügen sich in immer weiteren Kreisen zu einem wahrhaftigen Landschaftsbilde zusammen. —

Finem faciamus disserendi! — Es konnten in dem engen Rahmen dieses Aufsatzes für die Art, wie im ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhundert die Landschaft Niederösterreichs und der angrenzenden Gebiete Oberösterreichs und Steiermarks in der Dichtung verwendet wurde, nur wenige Zeugnisse beigebracht werden. Daß diese größtenteils von Poeten von nur mittlerer Begabung stammen, diese Wahl geschah nicht ohne Absicht: Die Entwicklung eines Gemeingefühls läßt sich besser von solchen ablesen als von stärkeren Individualitäten. — Aber auch eine lückenlose Reihe würde keine wesentlich größere Zahl der dichterisch fruchtbar gemachten Landschaftsbilder zeigen, reicher erschiene nur, namentlich bei den Dichtern von größerem Format, die Möglichkeit der Verwendung.

Einen Ertrag dürfte auch diese bescheidene Auswahl haben: sie zeigt, wie sich das Naturgefühl in einer bestimmten Spanne neuerer Zeit entwickelte. Während das Ergebnis der vorangehenden Entwicklungsperiode gerade vom Leben zum Tode geht, vom beseelten Ausdruck zur Phrase wird, tut sich neues Land auf. Das Neue, Wunderbare wirkt zuerst dynamisch, d. h. als Ganzes aufs Gemüt, dann erst sinnlich, d. h. in seinen Einzelheiten auf die Sinne: realistischer Auffassung geht romantische voraus. — Romantische Dichtung sieht zudem die Landschaft gerne im Dämmerlichte der Vorzeit, zum Realismus strebende holt aus ihr die Symbole für die Schwingungen des Gemütes, in dem ja auch immer wieder neues Land entdeckt wird.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Jahrbuch für Landeskunde von Niederösterreich](#)

Jahr/Year: 1928

Band/Volume: [21_2](#)

Autor(en)/Author(s): Latzke Rudolf

Artikel/Article: [Die österreichische Landschaft in der österreichischen Dichtung um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts. 307-336](#)